

Nr. 18. Posen, den 1. Mai. 1892.

Primula veris.

Erzählung von A. Brüning.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Nun war es überstanden. Sie wußte, daß der morgige Tag, von dem sie ein bräutliches Glück erwartet, sie herabstürzen würde von ihrer glänzenden Höhe — daß ihr Vater sich zahlungsunfähig erklären mußte. Mit einem Aufathmen, das fast einem Stöhnen glich, wischte er sich mit dem Tuche über die feuchte Stirn.

Einige Minuten lang herrschte tiefe Stille in dem geschmückten Saale, der jetzt in seiner Verödung einen trostlosen, gespenstischen Eindruck machte. Plötzlich kam Leben in die starre Mädchengestalt. Mit einem halberstickten Angstschrei fuhr sie empor: „Und werden sie nun auch morgen kommen und Dich von mir weg in's Gefängniß schleppen, wie es vor kurzem dem Vater meiner unglücklichen Freundin geschah, als er Bankerott gemacht?" fragte sie schaudernd, während ihre Zähne wie im Fieber aufeinanderschlugen. Er nahm sie voll unsäglichen Mitleids in die Arme. „Nein, beruhige Dich, Liebling," flüsterte er, „dieses Aeußerste wenigstens bleibt uns erspart: wenn auch zum Bettler — zum Betrüger bin ich nicht geworden! Freilich, ich werde alles, was wir besitzen, hingeben müssen, um meine kaufmännische Ehre zu retten: nichts, gar nichts werden wir behalten von dem Luxus, der uns jetzt umgiebt. Wirst Du's denn auch ertragen können, mein armes Kind?" In den sonst so sanften braunen Augen flammte es stolz. Mit einer hastigen Bewegung rissen die kleinen Hände das Perlenkollier vom Halse und die schimmernden Spangen von Brust und Gewand. „Da, da, nimm alles und bezahle!" stieß sie hervor. „Es soll uns niemand fluchen — ich ertrüg's nicht. Das Schicksal jener Freundin, deren Vater so viele Arme um ihr Alles gebracht, ist mir stets als das furchtbarste erschienen!" „Ich wußte es, daß meine Gabriele so denken würde," sagte der Banquier in tiefer Bewegung, indem er einen Kuß auf ihren zuckenden Mund drückte. „Aber Kind, Armuth und Entbehrung tragen sich schwer, wenn man wie Du an Glanz und Ueberfluß gewöhnt ist. Wohl werde ich freudig für Dich ringen und arbeiten — aber . . ." Er kam nicht weiter: Gabrielens weiche Hand legte sich liebkosend auf seinen Mund, die braunen Augen strahlten ihn an, beinahe mit dem alten sonnigen Lächeln. Hatte sie doch soeben beim Losnesteln der Spangen das Myrthenreis berührt, das ihr Gert beim Abschied gegeben, und damit war die Erinnerung an ihr holdes Geheimniß zurückgekehrt, daß sie unter den Schrecken der letzten Stunde beinahe vergessen.

„Nein, das brauchst Du nicht, geliebter Papa" flüsterte sie, das Köpfchen halb verschämt an seine Schulter schmiegend, „Gert von Waldau liebt mich und wird morgen bei Dir um meine Hand anhalten . . . Was sagst Du nun? ist das nicht ein Trost für Dich? Du wirst bei Deinen Kindern wohnen, und wir werden, wenn auch nicht mehr reich, doch glücklich sein." Der Banquier griff sich an die Stirn. Also auch das noch! So sollte er den Kelch bis auf die Neige leeren. — Er hatte ja gewußt, daß es schwer sein würde, Gabrielen die Wahrheit beizubringen; diese kindliche Harmlosigkeit jedoch überstieg seine schlimmsten Befürchtungen. „Aber Kind," rief er verzweiflungsvoll, „von all dem kann nicht mehr die Rede sein: hast Du denn nicht gehört? Wir sind arm, bettelarm!" „O, Papa," entgegnete sie vorwurfsvoll, „Du thust ihm schweres Unrecht, wenn Du glaubst, daß er sich dadurch abschrecken lassen würde; Gert von Waldau begehrt mich, einzig mich: ich bin überzeugt, er hat nicht an mein Geld gedacht bei seiner Werbung!" „Davon bin auch ich überzeugt. Meinst Du denn, sonst hätte ich sie begünstigt, so wie ich es gethan? Aber das ist nun vorbei, aus und vorbei! Es wäre Frevel von mir, Dir auch nur den geringsten Zweifel zu lassen; Gert von Waldau ist arm, und nun auch Du es bist, kann und darf er daran nicht denken, seine Werbung um Dich fortzusetzen. Ich hoffte, Du hättest das selbst gleich begriffen, und es wäre mir erspart geblieben, es Dir zu sagen," setzte er tonlos und halb abgewandt hinzu.

Gabriele lauschte wie erstarrt. Jetzt erst kam mit vernichtender Gewalt die ganze Erkenntniß ihres Jammers über sie. Mit verzweifelnder Geberde rang sie die Hände. „Arm sein, und ohne ihn! nein, nein, ich ertrage es nicht!" schrie sie auf. Den Anblick der geschmückten, todtenblassen Mädchengestalt in dieser Verzweiflung vermochte der Banquier nicht zu ertragen.

„Gabriele!" rang es sich in schmerzlichem Vorwurf von seinen Lippen. In dem Egoismus ihres Schmerzes hatte sie ihres bedauernswerthen Vaters vergessen; aber der Ton, mit dem er ihren Namen rief, brachte sie zur Besinnung. Wie sie jetzt in das Antlitz des gequälten Mannes sah, überkam sie plötzlich ein unsägliches Mitleid: er war ja so stolz gewesen auf seine alte angesehene Firma — wie mußte sein Herz bluten, da er sie zusammenbrechen sah! „Papa, lieber armer Papa, vergieb mir!" und mit einem Strom erlösender Thränen warf sie sich an seine Brust. Eine Weile ließ er sie still ausweinen. Zögernd begann er endlich: „Gabriele, mein Liebling, es gäbe wohl noch einen Weg, uns vor der Armuth zu retten; aber er fordert ein schweres Opfer von Dir; ich weiß kaum,

ob ich ihn Dir nennen darf. Es ist auch nicht um meinetwillen, daß ich davon rede," fuhr er fort, als sie ihn erwartungsvoll ansah, „aber ich fürchte, Du selbst, mein armes Kind, würdest den Wechsel der Verhältnisse nicht ertragen. — So höre denn: ein reicher Mann hat bei mir um Deine Hand angehalten, und mir zugleich in sehr zarter, taktvoller Weise seine Hülfe angeboten. — Du kennst ihn, es ist Manfred Blanden, jener ostpreußische Gutsherr, mit dem wir letzten Herbst während unseres Badeaufenthaltes in Misdroy zusammentrafen. Erinnerst Du Dich seiner noch?" Gabriele mußte sich besinnen. Manfred Blanden? Ach ja, nun wußte sie es wieder. Im Geiste erblickte sie deutlich die hohe, markige Gestalt, mit den ernsten dunklen Augen, die so wahr und herzlich blicken konnten, und die ihr damals solches Vertrauen eingeflößt. . . . . Freilich, er hätte ihr Vater sein können . . . Also der liebte sie und wollte sie heirathen? . . . Wie gut, daß es gerade der war und nicht einer von den jungen Herren der Residenz, die ihr während des Winters den Hof gemacht. Sie alle würden ihr in diesem Augenblicke Grauen und Abscheu eingeflößt haben, während der Gedanke an Manfred Blanden keine Schrecken für sie hatte. „Zeig' mir den Brief, Papa," bat sie leise.

Der Kommerzienrath, der voll ängstlicher Spannung den Eindruck seiner Eröffnung auf dem Antlitze seiner Tochter beobachtet hatte, zog ein zusammengefaltetes Blatt aus der Brusttasche und reichte es ihr. Klar und charaktervoll waren die Schriftzüge, die Gabrielen daraus entgegenblickten, und ebenso war auch der Inhalt.

Der Schreiber schilderte in schlichten, warmen Worten, wie während des gemeinsamen Aufenthaltes in Misdroy ein tiefes, herzliches Gefühl für des Banquiers liebliche, junge Tochter in ihm aufgekeimt sei, das, mächtig wachsend, Besitz von ihm genommen. Er selbst habe alle Liebe in sich erstorben gewähnt, nachdem er einmal in früher Jugend eine Enttäuschung erfahren, aber Gabrielens sonniger Liebreiz habe sie aufgeweckt zu spätem, reichem Leben. Bei ihrem Anblick sei es über ihn gekommen, mächtig und unwiderstehlich, wie mit elementarer Gewalt; aber er habe nicht den Muth gefunden zu einer Werbung um das junge, kaum erblühte Mädchen, das sich zu den höchsten Ansprüchen berechtigt halten dürfte. So habe er geschwiegen und sie blutenden Herzens ziehen lassen, um in der Einsamkeit seines Landgutes gegen seine Liebe anzukämpfen. Er habe es sich indeß nicht versagen können, aus der Ferne mit aufmerksamem Auge alles zu verfolgen, was sie und ihr Glück betreffe. Mit banger Sorge habe er die in letzter Zeit aufgetauchten, dunklen Gerüchte vernommen, welche von Verlusten der Firma Ehrhardt redeten. Wiederholt schon hätte es ihn gedrängt, dem Vater des von ihm geliebten Mädchens seine Hülfe anzubieten, ohne daß er doch den Muth dazu gefunden. Durch einen Zufall sei es ihm nun aber zu Ohren gekommen, daß das Hamburger Bankhaus von Felsing u. Komp., bei dem der Kommerzienrath, wie er gesprächsweise aus dessen eigenem Munde vernommen, stark engagirt sei, nicht mehr sicher — vielmehr jeden Augenblick dort die Katastrophe zu erwarten wäre, die, wie er fürchte, auch den Bestand der Firma Ehrhardt bedrohen könne. Vielleicht sei sie schon erfolgt, jedenfalls glaube er nun aber keinen Augenblick länger mit seinem Anerbieten zögern zu sollen und bitte den Kommerzienrath inständig, wenn er irgend eine Hülfe brauche, sich der seinigen in vollem Umfange bedienen zu wollen: er stelle ihm hiermit seinen Kredit zur Verfügung. Wenn er zugleich in diesem ernsten Augenblicke es wage, dem Vater Gabrielens seine Gefühle für die Letztere zu gestehen und ihm zu sagen, wie er es als das höchste Glück auf Erden betrachte, wenn sie sich entschließen könnte, ihre Hand in die seine zu legen, so dürfe dieser daraus nicht den Schluß ziehen, als ob er an sein Anerbieten irgend welche Bedingung knüpfe. Er habe sich ja längst zur Entsagung verurtheilt, und lediglich in dem brennenden Verlangen, Gabrielen in der jetzt vielleicht über sie hereinbrechenden sorgenvollen Zeit seinen Schutz gewähren zu können, stellte er seinen heutigen Antrag, es ihrem Vater anheimgebend, ob er ihr überhaupt Mittheilung davon machen wolle.

Wenn dies dennoch geschähe, so möge er ihr sagen, daß er sie auf Händen tragen, daß ihr Glück, ihre Ruhe seines Lebens einzige, unablässige Sorge sein würde. Er sei auch nicht so thöricht, selbst wenn sie ihm ihr Jawort geben sollte, schon jetzt eine lebhafte Erwiderung seiner Gefühle von ihr zu erwarten. Es sei ihm genug, wenn sie ihm vertrauen und freundlich an ihn denken könne — seine Aufgabe würde es dann sein, durch unermüdliches liebevolles Werben ihre Zuneigung zu gewinnen. Er wiederhole, daß er sich selbst verächtlich schelten würde, wenn ihm auch nur im entferntesten der Gedanke käme, irgend einen Druck ausüben zu wollen. Sie sollte ganz frei sein, ganz frei, und er bitte auch ihn, den Vater, ihre Entscheidung in keiner Weise zu beeinflussen. „Wie immer dieselbe auch fallen möge," so schloß das Schreiben, „meine Hilfe, falls sie ihrer bedürftig sein sollten, ist Ihnen gewiß. Ich werde stolz und glücklich sein, wenn Sie sich derselben bedienen wollen und zeichne mit dem Gefühl unwandelbarer Freundschaft und Hochachtung

als Ihr aufrichtig ergebener

Manfred Blanden."

Während Gabriele aufmerksam diesen Brief durchlas, glaubte sie die Stimme des Schreibers zu vernehmen, deren weicher gütiger Klang schon damals in Misdroy so sympathisch ihr Ohr berührt. Ja, er war ein guter, edler Mann, sie hatte es schon damals gefühlt, und dieser Brief bestätigte es. Lieben freilich würde sie ihn niemals können, das wußte sie; lieben konnte sie nur einmal . . . aber was er verlangte: Vertrauen und freundliche Gefühle, das konnte sie gewähren. Es war eine große Erleichterung für sie, daß sie keine Empfindungen würde zu heucheln brauchen, von denen ihr Herz nichts wußte. Ihren Vater würde sie retten können . . . sie brauchten nicht ins Elend zu gehen . . . die Firma würde bestehen bleiben im alten Glanze . . . Alles würde gut werden — und doch! konnte sie ihn denn lassen, dem sie ihr ganzes Sein zu eigen gegeben? In ihrem jungen Herzen entbrannte ein schwerer Kampf. Sie hatte die Hände vor das brennende Antlitz gepreßt; zwischen den feinen Fingern perlten große Thränen hervor und tropften auf die zerdrückten Primelsträuße, mit denen sie sich wenige Stunden zuvor voll seliger Erwartung geschmückt.

Sie fühlte den zärtlichen Blick jener geliebten, strahlenden Augen, hörte jenen unwiderstehlichen Klang ihr Ohr umschmeicheln: „Gabriele, darf ich diese kleine Hand behalten für immer?" . . . Nein, nein, sie konnte ihre Hand keinem Andern reichen, sie konnte nicht — und wenn eine Welt davon abhinge! Aber dann hub wieder der Verstand an und brachte mit seinen unerbittlichen Argumenten den trotzigen Verzweiflungsschrei des rebellischen Herzens zum Schweigen. Er war ihr ja doch verloren. Was lag also daran, was aus ihr würde? Konnte, durfte sie sich die einzige, schmerzliche Genugthuung versagen, durch ihr Opfer ihren Vater zu retten — von seinem geliebten Haupte den Sturz abzuwenden?

Langsam ließ sie die Hände sinken, ihr Entschluß war gefaßt. „Ich nehme den Antrag an, Papa. Telegraphiere sofort an Manfred Blanden, daß ich ihm aus freien Stücken mein Jawort gebe und mich als seine Braut betrachte." Der Banquier umfaßte krampfhaft die Sessellehne. „Kind! ist's möglich? Du wolltest — wolltest wirklich?"

„Warum nicht, Papa? Da ich ja — vermählt oder unvermählt — meiner Liebe doch entsagen muß, wir uns aber doch nimmer so tief erniedrigen können, eines fremden Mannes Geld zu nehmen, wenn er uns ferner ein Fremder sein müßte." Als der Banquier nicht antwortete, fuhr sie fort: „Manfred Blanden ist edel und hochherzig; auch verlangt er ja nicht Liebe von mir. Wenn es ein Anderer wäre, würde ich nicht im Stande sein, — aber so . . " „Nein, nein, Kind, das Opfer ist dennoch zu groß — ich kann es nicht annehmen!" Der schwache Widerstand, den er versuchte, lockte nur ein Lächeln auf ihre Lippen. Der gute, arme Papa! Sie hatte ja soeben, als sie ihren Entschluß kundgab, deutlich das Aufleuchten in seinen Augen gesehen! Gerührt trat sie zu ihm und schlang die Arme um seinen Hals. „Du darfst es ruhig annehmen, Papa, ich bringe es ja nicht für Dich allein, auch für mich selbst; hast Du nicht gesagt, daß ich Armuth und Entbehrungen nicht würde ertragen können?" Der Banquier widersprach nicht mehr. Stumm, voll überströmender Dankbarkeit, preßte er die zarte Gestalt an seine Brust. „Und —

und Gert von Waldau?“ kam es nach einer Weile zögernd von seinen Lippen. „Du erinnerst mich, daß ich noch eine schwere Pflicht zu erfüllen habe; ich werde ihm schreiben, sogleich, in dieser Stunde noch. Ehe der Morgen anbricht, muß er wissen, daß er nichts mehr zu hoffen hat.“ Schwer und klanglos fielen die einzelnen Silben von ihren Lippen; langsam löste sie sich aus des Vaters Armen. „Gute Nacht, Papa!“ Er sah sie besorgt an. „Du siehst elend aus, Kind, soll ich Dir nicht Fräulein Feldner rufen?“ Gabriele machte eine abwehrende Handbewegung. „Nicht doch, Papa, ich brauche nur Ruhe: ich will das Billet schreiben an — Du weißt schon — dann lege ich mich nieder. Das Kammermädchen ist ja bei mir.“ Noch ein langer, inniger Kuß, dann wandte sich Gabriele und ging mit müden Schritten ihrem Zimmer zu. „Armes Kind,“ flüsterte der Banquier, während er voll zärtlicher Sorge der zarten Gestalt mit den Augen folgte, bis die schimmernde Seidenschleppe hinter der Thür verschwunden war. Er athmete tief auf, dann warf er energisch den Kopf zurück und eilte hinunter in sein Kabinet, wo der alte Lebrecht voll banger Ungeduld seinen Chef erwartete.

Es gab noch viel zu thun für die beiden Männer in dieser Nacht. — In dem Wohnzimmer seiner soldatisch einfachen und doch mit vornehmem Geschmack ausgestatteten Junggesellenwohnung saß in der Morgenstunde des nächsten Tages der Lieutenant von Waldau vor seinem Schreibtisch und hielt einen offenen Brief in der Hand, den, während er sich auf dem Ball bei Ehrhardt's befand, die gestrige Abendpost für ihn gebracht. Er war „Mein theurer Gert!“ überschrieben und zeigte die Unterschrift: „Dein Onkel Manfred.“ Trotz dieser verwandtschaftlichen Bezeichnung indeß fesselten den Schreiber an den jungen Offizier keinerlei Bande des Blutes, sondern nur ein freundschaftliches Interesse, das jedoch aus sehr tiefen Quellen entsprang und ein innigeres und festeres Band zwischen beiden bildete, als verwandtschaftliche Liebe in den meisten Fällen zu knüpfen pflegt. Jener Onkel Manfred und Gert's Vater hatten einst als junge Offiziere bei demselben Regiment gestanden und von jeher treue Kameradschaft gehalten. Sie hielt selbst dann noch Stand, als die Neigung beider auf dasselbe Mädchen fiel, um das beide mit gleichem Eifer sich bewarben. Herr von Waldau, der bei weitem glänzendere von beiden, trug den Sieg davon, und sein Freund, als er das erkannte, war hochherzig genug, freiwillig zurückzutreten. Hatte ihm doch Herr von Waldau kurz zuvor, als er durch einen unglücklichen Zufall in schwere Gefahr gerathen, mit eigener Aufopferung das Leben gerettet, und „Opfer um Opfer“ lautete sein Wahlspruch, mit dem er das eigene rebellische Herz zur Ruhe zwang. Freilich, zu bleiben und das Liebesglück des jungen Paares mit anzusehen, das hätte er nicht vermocht, und da gleichzeitig durch den Tod seines älteren, unvermählten Bruders ein großer Grundbesitz ihm als Erbschaft zufiel, so nahm er den Abschied und widmete fortan seine ganze Kraft der Bewirthschaftung seines Gutes. Trotzdem wurden die Beziehungen zu dem einstigen Kameraden keineswegs abgebrochen, und als nach einigen Jahren, in deren Verlauf seine kräftige Natur ihr Gleichgewicht wiedergefunden, eine Versetzung Waldau's das junge Paar, dem inzwischen ein Knabe geboren worden war, in seine Nähe führte, da waren die Freunde fast wieder so unzertrennlich wie einst. Der kleine Gert namentlich hatte an Onkel Manfred, wie er denselben nannte, einen eifrigen Spielgefährten. Der einsame Mann brachte dem hübschen, lebhaften Knaben eine warme Zuneigung entgegen, und als er schon in seinem zehnten Jahre beide Eltern kurz nach einander verlor, da war es „Onkel Manfred,“ der sich des verwaisten, mittellosen Knaben thatkräftig annahm. Er hatte ihm die Wege geebnet zu der Militärlaufbahn, auf die sowohl des Vaters Wunsch als eigene Neigung ihn hinwiesen. Sein Haus war die Heimath, in welche Gert jedesmal jubelnd zurückkehrte, wenn die Ferien der Kadettenanstalt anbrachen.

Später, als aus dem jungen Kadetten ein schmucker Lieutenant geworden, als die plötzlich erlangte Freiheit nach der langen Ueberwachung ihm wie ein berauschender Trank zu Kopf gestiegen und Jugendleichtsinn und Verführung ihn auf eine abschüssige Bahn trieben, da war es wieder „Onkel Manfred“ gewesen, der ihn mit starker Hand noch im letzten Augenblick von dem Abgrund zurückgerissen und ihn sich selbst und dem Leben zurückgegeben hatte. Jene Stunde, da er erdrückt von Ehrenschulden verzweiflungsvoll an diesem selben Schreibtisch gesessen, im Begriff, sich der drohenden Schande durch eine Kugel zu entziehen, und als dann im letzen Augenblick Onkel Manfred vor ihm gestanden und ihm die Waffe entwunden hatte — ohne ein Wort des Vorwurfs, aber mit einem Blick seiner ernsten Augen, der dem Verwirrten bis in die Tiefen der Seele drang — jene Stunde hatte sich unauslöschlich in Gert von Waldaus Gedächtniß geschrieben. Sie hatte einen neuen Menschen aus ihm gemacht, der fortan seine Ehre darein setzte, so zu leben, daß sein väterlicher Freund die Opfer, die er damals zur Lösung seiner Verbindlichkeiten gebracht, nie zu bereuen brauchte. An manches von alledem wurde der junge Offizier unwillkürlich erinnert, während er den vor ihm liegenden Brief überlas. Als er geendet, flog ein warmer Schimmer über seine Züge. „Guter, treuer Onkel Manfred,“ murmelte er, fast zärtlich auf die Schriftzüge vor sich blickend, „wahrhaftig, ich glaube, er meint sich bei mir entschuldigen zu müssen, daß ihm unvermuthet noch ein spätes Liebesglück aufgegangen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Wittwer.

Skizze von Leo Hildek.

„Der Schmerz dieses Mannes hat etwas Monumentales,“ pflegte der alte Brücklin zu sagen, wenn allmorgentlich der Kaufmann Stark unter seinem Fenster vorüberwankte, um sich nach dem Friedhofe zu begeben. Herr Brücklin ist ein Idealist von der alten Schule und pflegt seine Gefühle in etwas pathetischer Weise auszuströmen. In diesem Falle ist auch sein Pathos verständlich: er selbst lebt mit seinem herzensguten alten Frauchen so behaglich, daß er allen Grund hat, seine weniger begünstigten Mitmenschen zu bedauern. Sich nur vorzustellen, die sorgende Gattin sammt ihrer vortrefflichen Küche auf immer zu missen! Und will man sie in ihrer neuen Wohnung auf dem Kirchhofe besuchen, so findet man die grüne Thür verschlossen und noch obendrein mit einem großen kalten Stein verbarrikadirt und muß draußen stehen bleiben. Sie aber liegt drunten und hört ihn noch weniger an, als sonst, und ruht sich gar so lange aus von ihrem Staubwischen, Bohneneinsalzen, Strümpfestopfen — sie, sein Alles, sein Glück, seine Welt! Wenn Frau Elise Stark ihres Mannes Welt gewesen war, so mußte er wohl ihr Atlas gewesen sein, und schwer hatte sie auf seinen Schultern gelastet. Aber die Gewohnheit ist keine geringere Macht, als die Liebe, und Herr Stark besitzt wohl manchen Kameraden, der ebensowenig wie er, den Unterschied zwischen diesen beiden Großmächten empfindet, Heinrich Stark vermißte seine Elise ebenso bitter, wie Orpheus seine Euridike, und ihm war nicht einmal der Lieder süßer Trost verliehen. Wenn er, müde vom Abwiegen des Kaffees und Zuckers in den zweiten Stock hinaufstieg, und der saubere Korridor, der einst von ihrem Gezänke so lieblich widergehallt, stumm dalag, höchstens von der ältlichen Dienstmagd durcheilt, so kamen ihm stets die Thränen. Und das sentimentale Lied von der „schönen Gärtnersfrau,“ welches Charlotte beim Kochen und Fegen im gefühlvollsten Adagio vor sich hinzusingen pflegte, stimmte ihn noch wehmütiger.

„Mit dem Blumenstrauß wohl in der Hand
Will ich ziehen durch das ganze Land. —“

Wahrhaftig, Herr Stark befand sich in der Stimmung, eine solche empfindsame, parfümirte Fußreise anzutreten. Auch fehlten zuweilen Hemdknöpfe, und die Bratensaucen waren wässerig und sogar oft bitter von schwarzen, brenzeligen Theilchen. die darin

umherschwammen. Damen kamen nicht ins Haus. Die selige Elise hatte sich ausnahmslos mit allen überworfen, sogar mit ihrer bedeutend älteren Stiefschwester und deren zwanzigjährigen Tochter. Zwar war die schreckliche Bosheit, mit der die beiden Damen seine Selige behandelt, längst seinem Gedächtnisse entschlüpft, denn es gehörte zu den Unmöglichkeiten, sich alle ihr zugefügten Beleidigungen dauernd einzuprägen. Aber Ihnen kam es zu, sich ihm zu nähern; ihren einzigen Kondolenzbesuch konnte er nicht rechnen. Wollten sie eben nicht — auch gut. Er verlor gewiß nichts dabei; ihre von Elise so schwarz geschilderten Charaktere ließen einen intimeren Umgang nicht einmal wünschenswerth erscheinen.

So blieb ihm nur die geräuschvolle Geselligkeit des Wirthshauses, deren Segnungen er seit seinen Junggesellenjahren nicht theilhaftig geworden war. Anfangs fühlte der betrübte Wittwer sich unter so vielen gleichgültigen Menschen doppelt einsam, und nur allmälig knüpfte er Beziehungen. Um so trübseliger aber war das Heimkommen in die leere stille Wohnung, die so unheimlich auf jeden seiner Tritte zu lauschen und zu antworten schien — und Niemand, Niemand, der ihm Vorwürfe über seine späte Heimkehr machte! Er war so sehr an jede Art von Vorwürfen gewöhnt, daß er bei allen passenden Gelegenheiten einen sehnsüchtigen Hunger danach verspürte, sie buchstäblich mit Thränen vermißte, um so mehr, als er zu denjenigen Naturen gehörte, die von reichlichem Wein- oder Biergenusse sentimental gestimmt werden. Und da der Katzenjammer des nächsten Morgens wenig geeignet war, ihn von diesem Gemüthsdrucke zu entlasten, so konnte man Herrn Brücklins Ausspruch, daß „dieses Mannes Schmerz etwas Monumentales habe," begreiflich finden. Voll Mitgefühl blickten die beiden alten Leute, die ihren Morgenkaffeetisch ans Fenster gerückt hatten, um keinen der wenigen Passanten zu „versäumen," der wankenden Gestalt des kaum Fünfundvierzigjährigen nach, dessen bleiches, tief gesenktes Antlitz eine lebendige Illustration des Wortes „Kummer" darstellte.

Weit offen steht das eiserne Thor des Friedensportals. Falter jagen sich über den Gräbern. Mit grellem Licht und scharf begrenztem Schatten malt der Sonnenschein die Monumente; in den Zweigen der Trauereschen jubeln höchst pietätlos Fink und Grasmücke — oder preisen sie etwa das Loos der Begrabenen? Nicht sein, nicht fühlen, keine Sehnsucht und kein Kopfweh haben — welche Seligkeit! Nur schade, daß man sich eines solchen Zustandes nicht auch voll bewußt wird und sich nicht freuen kann, daß die da droben es einstweilen noch nicht so gut haben!

Ohne einen Blick auf die altersgrauen Gedenksteine derer zu werfen, die vor ihm das freundliche Städtchen bewohnt, wandelt Herr Stark zwischen den blumigen Hügelreihen dahin. Allmälig werden die Kreuze heller und neuer, die Inschriften goldener; Kränze, frische und welke, hängen an den Monumenten, liegen am Fuße derselben. Jetzt biegt er um die letzte Ecke der letzten Reihe, und — —

Da steht er nun, und der Herzschlag setzt ihm aus, und die geblendeten, noch schlummerschweren Augen starren in fürchterlichem Grauen nach Elisens Grabe. Hat er nicht hundertmal in tobender Verzweiflung gewünscht, sie möge Sarg und Hügel sprengen und ihm zurückgegeben werden? Und nun — nun legt es sich wie eine Klammer um seinen Hals, so daß der Schrei des Entsetzens, der sich losringen möchte, zu einem halberstickten gurgelnden Laut wird. Denn auf der niedrigen steinernen Einfassung des Grabes, einen frischen Kranz an den blanken granitnen Fuß des Monumentes lehnend, sitzt — Elise? Das ist ihr scharfes Profil mit der energischen Nase, das ihre lange flache Taille — das sogar ihr bräunlicher Regenmantel! Aber es ist ja nicht möglich! Hat man je gehört, daß ein Mensch auferstehť, um sein eigenes Grab zu bekränzen, und das am hellen Morgen zwischen sieben und acht Uhr? Wenn es noch Mitternacht wäre oder wenn er, Heinrich Stark ein Räuschchen hätte, wie letzte Nacht! Doch jetzt scheint nicht der gespenstige Mond, sondern die nüchterne Sonne, und jene Gestalt dort ist auch kein Handtuchgestell, sondern ein ein wirkliches Frauenzimmer. Jetzt wendet sie ihm das Gesicht zu und erhebt sich — Gott sei Dank, es ist nicht Elise, sondern ihre Nichte Henny.

Er hat nicht einmal Zeit, sich des gedachten „Gott sei Dank" gebührend zu schämen, so schnell kommt sie auf ihn zu. Merkwürdig, diese Aehnlichkeit zwischen ihr und der Verstorbenen ist ihm bisher nie zum Bewußtsein gekommen. Was den Regenmantel betrifft, um dessen einen Aermel sich ein Trauerflor schlingt, so fällt ihm ein, daß Henny gelegentlich ihres Kondolenzbesuches mit bewegter Stimme um ein Andenken von der Tante bat, und er ihr darauf den Mantel schenkte, — weil ihm dessen Farbe so sehr zuwider war. Nun kommt sie in der Morgenfrühe, um das Grab der Verstorbenen zu schmücken, wiewohl diese im Groll gegen sie dahinscheiden — zeugt das nicht von einem weichen, liebevollen Gemüthe?

„Henny — !" sagt er gerührt

„Onkel Heinrich — !" haucht sie mit niedergeschlagenen Augen. Als sie nun gleich darauf die Lider hebt, bemerkt er daß diese feuchten hellbraunen Augen eigentlich hübsch sind und ihn sonderbar zärtlich anblicken. Früher ist es ihm nie aufgefallen, daß er bei seiner Nichte in Gunst stand; überrascht erwiedert er ihren Blick, der dem Einsamen doch das wohlthuende Bewußtsein einer Zusammengehörigkeit mit irgend einem Lebewesen zurückgiebt. In einem unklaren Gefühle des Dankes ergreift er zögernd ihre Hand und weist mit einer Kopfbewegung auf den Kranz.

„Du Hennychen — das ist mal niedlich von Dir!" sagt er leise.

„Achott, Onkel!" wehrt sich erröthend ab. „Ist ja selbstredend! Ich habe mich heut nur verspätet, sonst hättest du noch lange nichts gemerkt."

„Wieso? Kommst Du denn — jeden Morgen?"

Sie nickt und wendet den Kopf ab. Die schwarze Steinkohlenagraffe an ihrem Hute blitzt in der Morgensonne blendend auf, und die unmöglichen schwarzen Trauerblumen schwanken auf ihren Drahtstielen. Sie trauert um die Tante, die ihr stets Böses nachgesagt hat! Man sollte wirklich nicht so vorschnell urtheilen.

„Ich bin ihr nie böse gewesen," erklärt Henny, als ob sie seine Gedanken erriethe. „Die ganze Geschichte kam ja nur von den geliehenen Kristalltellern her, weißt Du; sie sagte, wir hätten ihr einen zu wenig zurückgegeben, und sie hatte uns — wahrhaft'gen Gott! — nur elf geliehen. Und in Ruhe aussprechen — i du mein Himmel, das war keine Möglichkeit, dazu war sie ja viel zu hitzig — — gute Menschen sind immer so hitzig."

Seufzend nickt Herr Stark vor sich hin. Ja, hitzig ist sie gewesen, und das nicht wenig! Wie taktvoll von Henny, die Todte mit ihrem Naturell zu entschuldigen!

Sie haben sich unvermerkt vom Grabe abgewendet und wandern langsam dem Ausgange des Friedhofes zu. Henny öffnet ihren Sonnenschirm, dessen Seide sich knackend spannt, und hält ihn so, daß sein Schatten zugleich des Onkels Augen vor der Sonne schützt. Begierig genießt sein vereinsamtes Herz diese kleine Aufmerksamkeit, freut sich Hennys Nähe und des Schirmes, der sich traulich über beide wölbt.

Plötzlich bleibt er betroffen stehen. Hat er nicht an Elisens Grabe sein Herz erleichtern wollen?

„Was ist denn Onkel?" fragt Henny, gleichfalls stillstehend.

„Ach, Kind! Du — Du glaubst gar nicht —"

Stammelnd bricht es hervor und dringt an das Ohr der Lebendigen, was er der Todten hat sagen wollen. Und doch ist es nicht dasselbe. Die Selbstanklage wandelt sich zum Vorwurf an das Schicksal, das ihn, den Anschlußbedürftigen, der Vereinsamung preisgegeben hat; sein Wirthshausleben schildert er als das bewußte Toben eines Verzweifelten gegen sich selbst. Für wen soll er sich erhalten? Ihn hat ja doch Niemand gern, Niemand fühlt sich ihm zugehörig. —

Er kommt sich in dieser Beichte wunderbar interessant vor.

„Onkel — nein, aber so 'was! Sind wir denn nicht da, Mama und ich?"

„Ihr? Ja, das heißt, wenn Ihr wirklich —"

„Natürlich, Onkel! Sieh, und dann kommst Du Abends zu uns; das ist doch besser, als —"

Vor Herrn Starks geistigem Auge steht plötzlich das Restaurant, der behagliche Stammtisch mit seinen Biergläsern und Skatkarten, überwölbt von glasbeschienenen bläulichen Rauchschichten. Er sieht die fröhlichen Gesichter der Zechgenossen spöttisch verzogen, und warnend überschleicht ihn eine Ahnung, daß jene qualmige Atmosphäre Freiheitsluft, daß jener Raum der Freiheit seliger Hafen sei, dessen Einfahrt er sich offen halten müsse um jeden Preis.

„Nein, Hennychen," giebt er zögernd zurück, „das — das bringe ich noch nicht über mich — es könnte mich zu sehr aufregen, in — in das Haus ihrer Verwandten —"

„Ist auch wahr! Na, weißt Du was — da kommen wir zu Dir! Heute Abend um halb neun — ja?

Schmeichelnd, erwartungsvoll blicken die hellbraunen Augen ihn an. Kann er Nein sagen?

Ueber ihn hin schwirren die Schwalben und lachen ihn aus. Atlas, Atlas! Kannst Du den Nacken nicht mehr gerade halten — sehnst Du dich die befreite Schulter nach der gewohnten Last?

„Sieh' mal, Papa", stört Frau Brücklin ihren Mann in seiner Zeitungslektüre, „er geht mit der Nichte!" . . .

Jawohl, er geht mit der Nichte — oder sie geht mit ihm — heute, morgen, die kommende Woche und den nächsten Monat hindurch, jeden Morgen. Längst schon sparen die alten Brücklins ihre Bemerkungen. Der Gatte sucht den verständnißvoll lächelnden Blick seiner Frau zu ignoriren, der ihn trifft, sobald Herr Stark, von der langen flachen Gestalt seiner Begleiterin um ein Bedeutendes überragt, unter dem Fenster vorbeigeht. Nicht lange mehr werden die Zwei miteinander trauern. Frau Elise übt noch im Grabe ihre Vormundschaft über den Wittwer aus: auf's Neue führt sie ihn unter das Joch, und kraft des Gesetzes der Vererbung wird die Nichte im Geiste der Tante fortwirken — —

An Elisens bekränztem Gedenkstein ist das bindende Wort gefallen. Wer es zuerst ausgesprochen hat? Henny behauptet so lange, daß Heinrich es gewesen sei, bis er es glaubt, obwohl er sich später durchaus nicht besinnen kann, wie ihm plötzlich der Entschluß und der Muth gekommmen ist.

Und als das Pärchen Arm in Arm geschmiegt vom Kirchhofe heimkehrt, da schüttelt Herr Brücklin den grauen Kopf.

„Also wirklich! Und der Schmerz dieses Mannes hatte doch wahrhaftig etwas — Monumentales —.

Mit ihren klugen Augen blickt seine Frau ihn schelmisch an.

„Schon recht, Alterchen", sagt sie. „Ein Schneemann, weißt Du, hat auch etwas Monumentales — — bis er schmilzt!"

Verantwortlicher Redakteur: A. Beer in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.